

„Letztes Loch vor der Hölle“

Die Schriftstellerin Katja Lange-Müller über Lissan, ein typisches Städtchen in Vorpommern



Die vielfach ausgezeichnete Autorin Lange-Müller, 45, reiste 1984 aus der DDR aus und lebt heute in Wien und Berlin. Zuletzt erschien von ihr der Erzählungsband „Verführte Tierliebe“.

Ach, Meck Pom“, sagt verächtlich einer von diesen innovativ-dynamischen Gelegenheits-Berlinern, als ich ihm erzähle, daß ich nach Mecklenburg-Vorpommern will. „Ja, Meck Pom“, wiederhole ich das irgendwie debil klingende, aber vielleicht gerade deshalb diverse Sinne anregende Lautgebilde.

Ich fahre dann bald los; durchs grüne „Meck“ hindurch, ins helle „Pom“, das ich doch lieber wieder so nennen möchte, wie es seit Jahrhunderten und noch immer richtig heißt: Pommern, Pommerland. Für ganz real habe ich diese Landschaft, die gemäß der Auskunft meines Geschichtslehrers gar kein „ordentliches Land“ war, sondern „nur eine auf die beiden souveränen Bruderstaaten DDR und Volksrepublik Polen verteilte Gegend“, lange nicht gehalten. Als ein in der grenz-

nahen Hauptstadt sozialisiertes „Kind meiner Zeit“ mit großen roten Ohren für alles Seltsame, konnte ich aber, meistens von den alten Zauseln auf der Straße, gelegentlich Ausdrücke hören, die meine Phantasie schon sehr beschäftigten, weil in ihnen, manchmal leider bloß phonetisch, ein gewisses teuflisches Detail steckt, der Wortfetzen „Pomm“.

„Pommersche Wirtschaft, pommersche Beene, Pom(m)eranze, pom(m)pös, Pomes...“; das knallende „P“ spuckte, das mollige „O“ und die brummigen „M“ sang ich fast, so gut gefiel mir das. Jedenfalls besser als dieses alte Kinderlied vom Maikäfer, dem Krieg und dem abgebrannten Pommerland.

Nun fahre ich also nach Pommern, genauer ins durch die deutsch-polnische Grenze (das schmale Mittel- oder Hauptpommern?) von Hinterpommern getrennte Vorpommern, noch genauer nach Ostvorpommern und ganz genau nach Lissan an der Peene.

Das erste Bauwerk auf dem 1136 erstmals urkundlich benannten „terra Lesann“ (Land Lissan) war der feldsteinerne Chor der Kirche. Die deutsche Kleinstadt Lissan entstand dann im 13. Jahrhundert und

versank ab dem Ende des Mittelalters so tief in Bedeutungslosigkeit, daß es sich Herzog Philipp Julius 1618 ersparte, sie für die Dekoration der großen Pommernkarte auch nur skizzieren zu lassen. Der um 1440 geborene Bernt Notke, der einzige geniale Mensch, den Lissan je hervorgebracht hat, der bedeutendste Bildschnitzer und Maler des Ostseeraums, war da schon wieder fast vergessen.

Im 17. Jahrhundert wurde es nicht besser. Die Lissaner versuchten, wenigstens Anschluß an Seefahrt und Handel zu finden, allein, es fehlte ihnen das Stapelrecht. Als ein paar Lissaner illegal Seefahrzeuge bastelten und nebelnächters vom Stapel ließen, gab es gewaltigen Ärger. Nicht einmal eine kleine, von der damals schwedischen Regierung genehmigte Salzsiederei gönnten Wolgasts, Stralsunds und Greifswalds Kaufleute Lassans ewigen Ackerbürgern.

Nun bin ich also in Lissan. Da steht die gotische Backsteinkirche St. Johannis mit dem barocken Turmhelm, links zu ihrem Fuße liegt der alte Friedhof, von dem ich erfahre, daß es der städtische ist, während sich der eigentliche Gottesacker draußen am Stadtrand befindet. Denn „in Lissan“,



Peenefischer vor Lissan: Die Leute hier haben ein melancholisches Temperament

sagt Pfarrer Siegfried Burmeister, „ist alles anders“. Wo nicht, will ich ihm entgegenhalten, beiße mir aber auf die Zunge, weil ich ahne, daß dieses Scheinargument dem sympathischen Mann hilft, das Leben hier leichter zu ertragen.

Hinter der Kirchentür sitzt eine freundliche ABM-Kraft, die verschiedene Drucksachen anbietet, so einen Lassaner Kirchenkalender von 1994. „Das ist der letzte, den wir gemacht haben“, sagt sie. Seit der Turmsanierung vor vier Jahren ist „VEB Burmeister“, wie die Kirche nach ihrem Pastor genannt wird, restlos pleite. Das wird auch ohne falsche Scham thematisiert; der Rundgang entlang an der Wandzeitungsgalerie beginnt mit Bündeln überdimensional farbfotokopierter 200- und 100-Mark-Scheine, liebevoll aufgefächert und festgenadelt, dann erst folgen „Auferstehung“, „Schöpfung“, Konfirmation.

Auf den Stühlen in der ersten Reihe liegen Kissen. „Trotzdem“, sagt der Pfarrer, „sind selten mehr als zehn Menschen beim Gottesdienst, nur die Konzerte gehen gut. Lassan hat kein Kino, keinen Tanzsaal, nichts. Die Kultur hier sind wir.“ Die Don-Kosaken und ein rumänisches Panflöten-Keybord-Duo waren schon da, bald kommen die Schwarzmeer-Don-Kosaken.

1993 hatte der Pfarrer einen Plan, dem er heute noch nachtrauert. Er wollte auf schön gelegenen Kirchenland etwa 20 Einfamilienhäuser bauen. So billig wie möglich, denn die Häuser waren ja nicht für Wohlhabende gedacht, und das Land sollte auch nicht verkauft, sondern in Erbpacht gegeben werden. Ein Investor, der zur Vorfinanzierung bereit gewesen wäre, hatte das Gelände schon besichtigt,

„Warum werden die Säuer eigentlich so bevorzugt?“

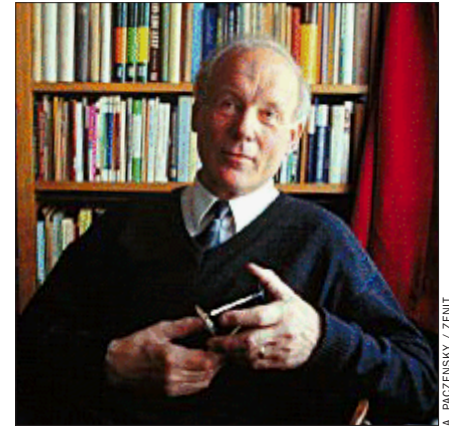
eine schwedische Firma bot ihr Fertigteilhausprogramm an. Doch Bürgermeister Bernd Setzpfandt war, obwohl die Landwirtschaft in Lassan seit der Wende so gut wie keine Rolle mehr spielt und trotz der Aussicht auf steuerpflichtige Frischmenschen, nicht bereit, dafür einzutreten, daß – immerhin kircheneigener – landwirtschaftlich genutzter Grund Bauland werden konnte.

Bernd Setzpfandt, der parteilose hauptberufliche Werftschlosser, ist schon erstaunlich landwirtschaftsfixiert und wohl auch sonst ein eigenwilliger Bürgermeister, von dem die Vorsichtigen sagen: „Am Fleiß liegt's nicht, den hat er ja.“

Der Marktplatz ist ein trauriger Ort, auch wegen der neun völlig zweiglosen Linden an dem zum Hafen gelegenen Saum des kopfsteingepflasterten Gevierts. Vielleicht sprießt aus diesen Holzruinen, die nur ein auf Gärtner umge-

schulter Barbier oder Barbar geschaffen haben kann, eines Tages wieder frisches Grün – aber wer, in diesem heute schon halb verlassenen Nest, wird den Ausgang des Experiments noch abwarten? „An Lassan ist immer alles vorbeigegangen, sogar die Gewitter“, sagt eine junge Frau vor dem ehemaligen Konsum.

Und doch gefällt mir Lassan. Steinern durch und durch, alt, grau, zäh an allen



Pfarrer Burmeister

„Die Kultur hier sind wir“

Ecken, hat die kleine Stadt so was wie den Charme des passiven, ja depressiven Widerstands. Sie hat sich keiner Macht so sehr ergeben wie jener der Vergänglichkeit. Trotz ihrer Nähe zu den Raketenforschern von Peenemünde war sie den Amerikanern 1945 keine Bombe wert, kein verblaßtes an einer Wand klebendes Plakat erinnert an die Kämpfe der Jugendbrigaden „Interkosmos“ und „Feierabend“ um Plantreue plus Qualität, kein Aldi-Poster fordert dich heute auf, was auch immer für neun Mark neunundneunzig zu kaufen.

Von der Peene her fällt mildes Abendlicht zwischen die niedrigen Häuser: Stille herrscht, nur ein Hund bellt, eine Katze miaut, irgendwo ticken ein paar Holzwürmer im Gebälk – und übermorgen macht die Post dicht. Die junge Frau berührt meinen Ärmel. „Warum“, fragt sie, „werden die Säuer eigentlich so bevorzugt?“ Und antwortet gleich selbst: „Soll doch keiner sehen, von diesen sagenhaften Touristenschwärmen, die dann doch nicht kommen, wie die Kerle vorm Rathaus rumstehen, wie hier ein Inhalt nach dem anderen die Flasche wechselt. Werden sie also auf ABM geschickt, Entwässerungsgräben ausräumen. Können die gar nicht mehr, fertig wie die sind. Ich habe schon zwei Umschulungen hinter, aber keine Hoffnung vor mir. Morgen gehe ich wieder zum Bürgermeister. Wenn der sich nicht bald mal kümmert, stelle ich mich auch mit 'ner Pulle auf den Markt und singe Kampflieder.“ Ja, die Leute hier haben ein melancholisches Temperament.

In Lassan, bis 1990 Schlafstadt der Peenewerft Wolgast, die mit 4000 Be-

schäftigten (heute 700) der wichtigste Betrieb in der Gegend war, wohnen nach des Bürgermeisters letzten Zahlen 1710 Menschen. Die Arbeitslosigkeit liegt bei 50 bis 65 Prozent. „Und Sprit“, sagt ein unterhaltsamer Mensch, „verbrauchen wir mehr als unsere Autos.“

Für die zumeist noch bei ihren Eltern, Ex-Peenewerftlern, lebenden Jugendlichen, die alle weggehen wollen, zu irgendwelchen Lehrstellen hin, gibt es einen Klub, der um 20 Uhr schließen muß, denn in den oberen Stock ist eine Familie gezogen.

Als ich den Bürgermeister, der selbst einen fast erwachsenen Sohn hat, nach den großen Kindern und dem Streetworker Detlev frage, wird seine eh nicht ge-

sondern der 79köpfigen Interessengemeinschaft Heimatgeschichte, die das alles zusammengetragen hat. Natürlich umsonst, aber nicht vergeblich, denn hier steht, hängt und liegt die Vergangenheit der Stadt, etwas anderes hat sie ja kaum. Und doch nähme ihr Bürgermeister der alten Stadt Lissan am liebsten auch noch die. „Die Stadt“, schrieb Bernd Setzpfandt in der Zeitung, „will kein Museum schließen. Sie hat gar keins.“

Natürlich kann der Verein die 8000 Mark kaum allein aufbringen. „Wenn Setzpfandt dabei bleibt“, erklärt der Vorsitzende Bernd Jordan, „müssen wir die Sachen packen.“

„Wir haben Setzpfandt gewählt“, sagt der unterhaltsame Mensch abends beim



A. PACZENSKY / ZENIT

Marktplatz von Lissan: Die Jugendlichen wollen alle weg

rade helle Miene noch einen Schein finsterner. Er erklärt mir knapp, daß die vor dem Rathaus Gelage veranstaltet und entgegen der Vereinbarung auch im Klub Bier getrunken hätten. Einen Streetworker, der solche „Disziplinlosigkeiten“ zu rechtfertigen versuche und nicht mit ihm, dem Bürgermeister, die nötigen „Erziehungsmaßnahmen“ bespreche, sondern sich auf die Seite jugendlicher Randalierer schlage, den lehne er ab.

Ich habe gesehen, wie dieser Streetworker, ein ruhiger, kräftiger Mann, der von Beruf Drucker ist, mit den Jungs umgeht. Der unterhaltsame Mensch sagt: „Außer dem Jugendklub und diesem Detlev, von dem sie wissen, daß er sich für sie schon mal das Futter aus der Jacke reißt, haben sie bloß noch den ‚Ritter‘, genannt ‚Spielhölle‘ – und Lissan ist, wie man hier sagt, sowieso das letzte Loch vor der Hölle.“

Rechts hinter dem Markt ragt das „Heimatmuseum Lissaner Mühle“ hervor, das dem Bürgermeister nicht mal mehr die 8000 Mark jährlich anfallender Betriebskosten wert ist. Denn die Sachen da drinnen gehören nicht der Kommune,

Schnaps. „Wir dachten, wir hätten in ihm einen, der macht, was wir für richtig halten. Und nun macht er, was er richtig findet, weil er ja durch uns die Macht dazu hat. Was die bei einem zum Vorschein bringt, das sieht man immer erst später. Für unseren Umgang mit der neuen Demokratie habe ich ein schönes, schiefes Bild gefunden. Stell dir vor, wir hätten hier all die Jahre ganz gut Domino gekonnt. Nun tauchen plötzlich Fremde auf, zum Beispiel wieder die Schweden, kasieren unsere Dominosteine und sagen, ab jetzt wird nur noch Skat gespielt. Wir wollen aber vom Domino nicht lassen. Was fällt uns da ein? Wir nehmen die nötige Anzahl Karten, malen mit schwarzer Farbe den Querstrich und die jeweils richtige Anzahl Augen auf ihre Rückseiten, schieben die übrigen an die Tischkante und spielen Domino; und wenn Kontrolle kommt, drehen wir die Karten um und spielen Skat. Oder tun wenigstens so.“

Im nächsten Heft

Jena – Hauptstadt der Intelligenz